

- Wer hatte an einer solchen Fälschung ein Interesse?

Der Europa-Rat und die französische Sûreté suchten zu ergründen, was hier mit Raffinement gesponnen wurde, aber bis heute liegt ein Untersuchungsergebnis nicht vor, obgleich seit der Fälschung 388 Tage vergangen sind.

Soviel wurde aber doch publik, daß die kanariengelben Blätter auf einer Reiseschreibmaschine von Radio Saarbrücken mit dem englischen Text des angeblichen Telegramms betippt worden sind. Offen war aber bisher, wer dabei auf die Tasten geschlagen hat.

Einen Schlüssel zu dieser Frage liefern nun zwei edesstattliche Erklärungen, von denen eine beim Notariat I des Amtsgerichts Mannheim und die andere beim Kölner Notar Dr. jur. Fritz Müller liegt. Beide könnten dem saarländischen Oberverwaltungsgericht in Saarlouis helfen.

Die Erklärungen stammen von dem ehemaligen Chefredakteur des Nachrichtendienstes bei Radio Saarbrücken, dem 42-jährigen Harald Boeckmann, der am 14. Februar 1952 aus seinem Amt ausgeschieden ist und zur Zeit des SRP-Telegramms in Straßburg war.

**Aus der Kölner Erklärung Boeckmanns:**  
„In den frühen Nachmittagsstunden des 5. 5. 1951, es war ein Samstag, habe ich die Radio Saarbrücken gehörige und mir zur Benutzung überlassene Reiseschreibmaschine in dem Büro der saarländischen Europa-Rat-Delegation in Straßburg hinterstellt. Bei der Uebergabe der Maschine waren mindestens anwesend Herr Herz und Fräulein Probst.

„Außer der Maschine habe ich die von mir benutzten Unterlagen und Materialien im Zimmer der Europa-Rat-Delegation zur Verwahrung gegeben. Ich glaube mich mit Bestimmtheit entsinnen zu können, daß ich die Maschine neben einen Bücherschrank stellte, während Druckmaterialien etc. von mir auf den Bücherschrank gelegt wurden. Bei den schriftlichen Unterlagen befanden sich auch beschriebene gelbe Durchschlagblätter, wie sie im Nachrichtendienst von Radio Saarbrücken Verwendung finden. Ich erwähne ausdrücklich, daß es sich nur um beschriebene gelbe Durchschlagblätter handelte.

„Ich bin über das Wochenende vom 5. bis 7. 5. 1951 in Saarbrücken gewesen und habe Maschine und Unterlagen zur Entlastung im Büro der saarländischen Delegation in Straßburg untergestellt. Am späten Vormittag des 7. 5. 1951 habe ich Maschine und Unterlagen im Büro der saarländischen Delegation beim Europa-Rat abgeholt.

„Am 17. 11. 1951 habe ich den Generaldirektor von Radio Saarbrücken, M. Billmann, in Saarbrücken gebeten, mir den Täter der Telegramm-Fälschung zu benennen. Ich war der festen Ueberzeugung, daß Billmann den Täter wußte. Um so erstaunter war ich über die Entgegnung von Herrn Billmann, der wörtlich sagte:

- „Nun tun Sie doch nicht so, Sie wissen es ja ganz genau. Sie haben Herrn Braun doch Ihre Maschine zur Verfügung gestellt!“

„Des Tages und der Äußerung von Herrn Billmann entsinne ich mich deshalb so genau, weil ich mir unverzüglich danach Notizen gemacht habe. Bei der in der Äußerung von Herrn Billmann genannten Person namens Braun handelt es sich um den ehemaligen saarländischen Justizminister Dr. Heinz Braun, Landtagsabgeordneter der SPS und Delegierten des Saarlands beim Europa-Rat.

„Im Laufe der weiteren Unterhaltung mit Herrn Billmann erfuhr ich von ihm, daß Experten der Sûreté festgestellt hätten, daß die Telegramm-Fälschung auf der

mir von Radio Saarbrücken zur Benutzung überlassenen Maschine gefertigt wurde. Ich wies Herrn Billmann gegenüber jegliche Teilnahme an der Fälschung bzw. Wissen um die Fälscher zurück.

„An einem der darauffolgenden Tage habe ich im Gebäude des saarländischen Landtages den amtierenden Justizminister Erwin Müller gebeten, eine Untersuchung über die Fälschung des Remer-Telegramms einzuleiten . . .

„Während der Tagung der Vollversammlung des Europa-Rates im Dezember 1951 sprach mich Justizminister Müller an und erklärte mir, daß eine streng durchgeführte Untersuchung keinen Beweis für meine Be-



... Sie wissen es ganz genau  
Untersuchung erbeten: **Boeckmann**

hauptung ergeben habe. Der bei der Saarregierung im Minister-Präsidium beschäftigte und während der Sitzungen des Europa-Rates für die saarländische Delegation tätige Herr Herz habe ihm erklärt, daß meine Schreibmaschine in der fraglichen Zeit vom 5. bis 7. 5. 1951 von ihm verschlossen in einem Schrank aufbewahrt worden sei . . .

„Ich entsinne mich mit Bestimmtheit, daß ich die Maschine neben den Schrank gestellt habe bei der Einstellung in dem Büro der saarländischen Delegation, und glaube mich mit Bestimmtheit erinnern zu können, sie auch an der gleichen Stelle wieder an mich genommen zu haben . . .“

Daraus könnte sich nun ergeben: Der Fälscher hat die fremde Schreibmaschine im Büro der saarländischen Europa-Rat-Delegation abgestellt gesehen. Er hat die beschriebenen gelben Durchschlagpapierblätter gesehen, die es im ganzen Europa-Rat nicht gab. Er hat sich solch gelbes Papier irgendwo besorgt und darauf die Fälschung mit der fremden untergestellten Maschine getippt. Als die Fälschung dann herauskam, ließ sich der Verdacht durch Maschine und Schreibpapier ablenken.

Eines aber wurde dabei offenbar übersehen: das kanariengelbe Papier von Radio Saarbrücken hat immer noch deutsche DIN A-4-Größe, die Fälschungen dagegen standen zwar auch auf gelbem Papier, aber dieses Papier hatte französisches Handelsformat.

Zusammengefaßt:

- Premier Hoffmann kündigt haarsträubendes Material über die DPS an, und Informationschef Hoppe setzt sie in einer Radiorede ohne rechten Anlaß mit der SRP gleich.
  - Ausgerechnet zwei Tage später schicken Remer und Dorls angeblich ihr Telegramm ab.
  - Der Europa-Rat dementiert, ein solches Telegramm erhalten zu haben, und die „Abschriften“ sind nachweislich auf der Maschine geschrieben, die im Büro der saarländischen Delegation beim Europa-Rat abgestellt war.
  - Mitglied der Delegation war Justizminister a. D. Dr. Heinz Braun.
- Bleibt als letztes bisher unbekanntes Glied der Kette:
- Der französische Radio-Direktor Billmann sagt zu Boeckmann: „Sie haben Braun doch Ihre Maschine geliehen.“

Bei den Verwaltungsrichtern in Saarlouis liegt es nun, ob sie dieser Version folgen und gerichtlich feststellen wollen, daß ein saarländischer Minister ein Telegramm gefälscht hat, um Argumente für das Verbot der Oppositionspartei zu bekommen.

## BESATZUNGS-RELIKTE

### Lassen Sie Habe weg

Der Hotel-Boy in der Halle des „Bayerischen Hofs“ in München wird in diesen Tagen häufig an den Tisch eines untadelig gekleideten, dunkelhaarigen Stammgastes gerufen, der die seriöse Hornbrille langsam abnimmt, bevor er dem Boy seinen Wunsch äußert: „Gehen Sie auf Zimmer 76. Man möge Ihnen das Dossier geben. Man wird wissen, was gemeint ist.“

Diesem Dossier, das Gattin Héloïse Habe, geborene Hardt, auf Zimmer 76 aushändigt, entnimmt dann Hotelgast Hans Habe Dokumente, die seine Schilderung von der Entwicklung des Münchner „Echo der Woche“ untermauern, einer Wochenzeitung, deren Chefredakteur Hans Habe war, bis das Blatt jetzt sein Erscheinen einstellte.

Diesem Vorgang ließ Habe mit seinen Mitarbeitern die Erklärung folgen: „Die Redaktion mit ihrem Chefredakteur ist ausgeschieden. Angesichts der steigenden Auflage, der Liquidität des Unternehmens und des wachsenden öffentlichen Interesses ist die Redaktion der Überzeugung, daß die Einstellung aus politischen Gründen erfolgte.“

„Echo“-Herausgeber Edmund Schopen, den die turbulenten Ereignisse der letzten Wochen auf das Krankenbett geworfen haben, muß nun von dort die Habesche Unterstellung politischer Motive zurückweisen. Die hinter der Zeitung stehende Geldgruppe habe die Entlassung des Chefredakteurs Habe verlangt, aus Gründen, die nur mit seiner — Habes — Person zu tun hätten.

Das ist die Lage vier Monate, nachdem Edmund Schopen ein neues „Echo“ aus der Konkursmasse des alten „Echo der Woche“ erweckt hatte. Das alte „Echo der Woche“ verdankte seine seinerzeitige Gründung der Absicht amerikanischer Pressegewaltiger Bayerns, in München eine Wochenzeitung herauszubringen, die in Art und Aufmachung etwa der Schweizer „Weltwoche“ entsprechen sollte.

Als Chefredakteur für dieses Blatt, das noch vor der Währungsreform in München

geboren wurde, holten die Amerikaner aus der Schweiz den Emigranten Harry Schulze-Wilde, den einstigen Sekretär des „Stalin-grad“- und „Moskau“-Autors Theodor Pli-evier, der als ehemaliger Kommunist nach seiner Abkehr von Moskau eines der wildesten Pferde im amerikanischen Anti-Kominformstall wurde.

Die politische Aktivität Schulze-Wildes blieb aber nicht auf das publizistische Gebiet beschränkt. Seiner besonderen Neigung zur Jugendarbeit verdankte die bayerische Metropole die ersten internationalen Jugend-Kundgebungen auf deutschem Boden in der Nachkriegszeit, bei denen Gäste wie André Gide und Jules Romains den interessierten jungen Deutschen in der Aula der Münchner Universität und in großen Versammlungszeiten ersten Kontakt mit den geistigen Strömungen des Auslandes vermittelten.

Indes, es zeigte sich bald, daß die internationale Planung des Idealisten Schulze-Wilde, der während der ersten Jugendkundgebungswoche beispielsweise 40 Taxis für die Völkerverständigung laufen ließ und der seinen westlichen Freunden während ihres Münchner Aufenthaltes generöse Taschengelder zahlte, mit den mehr lokalen Mitteln seines Organs nicht ohne Schaden zu bewältigen war.

Ließen sich die Unkosten des ersten Jugendtreffens an der am Schlußtag der Tagung hereinbrechenden Währungsreform noch gerade unterbringen, so verblieben der Zeitung nach dem zweiten Treffen 25 000 gute DM Schulden, mit denen, durch hinzutretende Absatzschwierigkeiten der Zeitung bedingt, das Defizit des „Echo“-Verlages „Die blaue Presse“ binnen kürzester Zeit auf 84 000 DM anwuchs. Worauf die Zeit der redaktionellen Experimente, der Kreditaufnahme und der großen Umgruppierungen begann, die schließlich am 14. März 1951 zur Eröffnung des Vergleichsverfahrens und im letzten Stadium dann zum Konkurs führte.

Da schob sich nun ein Mann in den Vordergrund, der in München bisher als Filmexperte ebenso von sich reden gemacht hatte wie als überzeugter unabhängiger Demokrat: Edmund Schopen. Er war als Leiter des Verbandes Bayerischer Filmtheaterbesitzer in der SPIO, vertrat die deutsche Filmwirtschaft bei der UNESCO und konnte so mit Recht von sich behaupten, einer der Vorkämpfer jener Gruppe zu sein, die dafür sorgen wollte, daß das „große Propagandainstrument Film, das jeden lockt, nicht wieder in die Hände nazistischer Kreise gelange“.

Was Edmund Schopen bewog, auch einmal für ein Publikationsorgan Interesse zu zeigen, war seine Absicht, ein energisches Kampfinstrument gegen den Rechtsradikalismus zu schaffen. Am 26. Juni 1951 kann denn auch die „Münchner Abendzeitung“ melden: „Die Münchner Wochenzeitung ‚Echo der Woche‘ ist von Edmund Schopen aufgekauft worden und in den Besitz einer Finanzgruppe mit starkem Betriebskapital übergegangen. Edmund Schopen ist mit 80 Prozent beteiligt. Das Blatt wird im Herbst erscheinen.“

Die Sommermonate verbringt der prospektive Herausgeber Schopen mit der Auswahl eines Redaktionsteams, das ihm Gewähr für die Verwirklichung seiner politischen Absichten zu bieten verspricht. Diese Redaktion ist fast komplett, da vertritt der Mister Ernest Langendorf, Bayerns US-Presse-Betreuer, der schon für das erste „Echo“ den Chefredakteur Schulze-Wilde in Lindau persönlich aus Schweizer Emigration abholte, dem Edmund Schopen: „Hören Sie mal, das weiß noch keiner: Habe wird von der ‚Münchner Illustrierten‘ weggehen. Das wäre der richtige Mann für Sie.“

Nun hatte zwar Edmund Schopen im Stillen geplant, Hans Lehmann, heute

„Revue“-Chefredakteur, zum Leiter des redaktionellen Sektors seines kommenden Betriebes zu machen. Aber angesichts der Person seines Ratgebers Langendorf entschloß er sich vorsichtshalber, bei den Bonner HICOG-Dienststellen Rücksprache zu nehmen, die für die Finanzierung seines Blattes nicht unwichtig waren.

**Frägt man Schopen** heute konkret, was an den Gerüchten sei, die von amerikanischem Kapital in seinem „Echo“ wissen wollten, das an die Person Habes gebunden sei, so sagt er: „Wenn ich diese Dinge erzähle, schaufle ich mir selber mein Grab.“

Sagt Schopen: „Bei den Amerikanern gab es zwei Gruppen: die eine war für Habe, die andere gegen ihn. Als mir nun Langendorf damals den Habe aufschwätzen wollte,



Ein Mann mit meinen Fähigkeiten ...  
**Janczi Bekessy alias Hans Habe**

sagte ich zu Eckardt\*) von der Press Branch in Bonn: ‚Eigentlich hatte ich mich für Lehmann entschieden, aber wenn der Langendorf das will ...‘ Darauf Eckardt: ‚Habe ist der einzige Mann, der die Zeitung zu rechtbügeln kann!‘“

Schopen, besorgt, daß eine der beiden Gruppen, die er bei HICOG glaubte aufgespürt zu haben, doch noch böse werden könnte, bat schriftlich den Herrn von Eckardt: „Sie müssen dann aber dafür sorgen, daß hier im Hause alles koordiniert wird, damit niemand verstimmt ist.“ Das sagte Eckardt zu, und nachdem solcherart alle möglichen Rücksichten beachtet waren, ging Edmund Schopen daran, in Verhandlungen mit Hans Habe seiner unabhängigen Zeitung und seiner bereits feststehenden Redaktion einen Chefredakteur zu sichern.

Habe sagte ja. Sein Vertragsverhältnis mit dem Süddeutschen Verlag als Chefredakteur der „Münchner Illustrierten“ lief ohnehin mit dem Jahresende 1951 aus. Zudem lag dem Amerikaner österreichisch-ungarischer Abstammung, der in Deutschland schon „Die Neue Zeitung“ gegründet

\*) Nicht identisch mit Bundespresseschef von Eckardt.

und als erster Chefredakteur geleitet hatte, eine politische Wochenzeitung wie das „Echo“ mehr als eine Illustrierte. Er schlug also den Vertrag als Korrespondent des Süddeutschen Verlages in den USA, der ihm angeboten worden war, aus und stieg bei Edmund Schopens Wochenzeitung als Chefredakteur ein.

Obwohl er nun gar nicht seine eigentliche Absicht durchgesetzt hatte, war Schopen doch zufrieden mit dieser Entwicklung, weil sich „Habes politische Linie mit meiner Gesinnungslinie deckte“. Was weiter geschah, beschreibt Herausgeber Schopen rückblickend mit unverhohlener Trauer:

Im gleichen Augenblick, in dem Habe zum Chefredakteur berufen wurde, habe die Großwirtschaft einen Inseratenboykott beschlossen, und zwar in einer derart geschickten Form, daß das nicht nachzuweisen gewesen sei.

Nun hatte Edmund Schopen, der bei Gründung seiner Zeitung gleich Nägel mit Köpfen machen wollte, schon immer versucht, hinter das „Echo“ mindestens zwei, wenn nicht gar drei Finanzgruppen zu stellen. Da solche Finanzgruppen aber auch nicht allzu üppig gesät sind, mußte er sich mit der einen begnügen, die „denn auch bald unzufrieden war, daß keine weitere dazukam“.

Aber wie das so ist: „Ich wurde von furchtbar vielen Freunden im Stich gelassen. Aus Bayern bekam ich nicht einen Pfennig Geld. Es war ein Jahr voller Blut, Schweiß und Tränen.“

Was den Idealisten Edmund Schopen tröstete, war in diesen traurigen Zeitläuften trotz aller Boykottgefahr ab und zu doch wieder der Gedanke: „Solange Habe redigiert, kann ich ruhig schlafen.“

**Unruhig wurde Schopens Schlaf** erst, als sein Rechtsanwalt Meyer, von ihm selbst als Gesellschafter in die GmbH. hineingeholt, alle Aussichten hatte, bei einer Neuverteilung der gesellschaftlichen Anteile außer dem Drittel, das ihm von Schopen übertragen worden war, auch noch dasjenige der Finanzierungsgruppe treuhänderisch übertragen zu bekommen.

Da die Geschäftsführung immer noch nicht reibungslos lief, beriefen die Geldgeber nämlich für den 16. Februar 1952 eine Versammlung nach Frankfurt am Main ein, von der Edmund Schopen außer der Übertragung von zwei Dritteln der Gesellschaftsanteile an seinen ehemaligen Anwalt Meyer auch eine grundsätzliche weitere Bescheidung seiner Kompetenzen erwarten zu müssen glaubte.

Er machte also einen doppelten Versuch, noch vor dem 16. mit einer eigenen Kapitalgruppe handelseinig zu werden, um in Frankfurt beinahe unabhängig und quasi mit eigenem Kapital auftreten zu können.

Zu diesem Zwecke lenkte er seine Schritte zum Deutschen Industrie-Institut in Köln. Die dortige Begegnung mit Dr. Mansfeld gipfelte in dem Satz: „Sie müssen mir helfen — ich muß aus der Sache ’raus.“ Diesem kategorischen Imperativ Schopens hatte Mansfeld einige Bedenken entgegengesetzt. Etwa:

- „Solange Habe an Ihrem Blatt ist, kommt das gar nicht in Frage.“
- „Es erscheint zweifelhaft, ob ein so junges Organ wie das ‚Echo‘ das Machtinstrument werden kann, das wir suchen.“

Was Schopen nicht wußte, war, daß das Deutsche Industrie-Institut von diesem Finanzierungsbesuch dem Zeitungsverleger-Verband Mitteilung machte, so daß sich die Situation des Goldsuchers Schopen postwendend in Fachkreisen herumsprach.

Wie störend das war, merkte Edmund Schopen, der seine guten Kino-Anteile für dieses schwache „Echo“ verkauft hatte, als er nach seinem Mißerfolg bei der Industrie

den finanziellen Anker seiner unabhängigen demokratischen Wochenschrift bei den Gewerkschaften auswerfen wollte. Er schrieb an Max Wöner, Bayerns Gewerkschaftsvorsitzenden, bei dem er schon einmal, wenn auch theoretisch, Verständnis gefunden hatte, und trug seine Sorgen den DGB-Funktionären Rosenberg, Viehöfer und Küppers vor.

Sogar Christian Fette, so berichtet der „Wanderer zwischen beiden Welten“, habe ihm sagen lassen, daß seine „Echo“-Sache auf der nächsten Vorstandssitzung der Gewerkschaften besprochen werden solle. Von den Gewerkschaften kam aber kein Echo. Es kam nur der 16. Februar, an dem dann Schopen „waffenlos in die Versammlung ging“. Etwaige Bitten um Terminaufschub wurden ultimativ in den Wind geschlagen. „Es muß heute entschieden werden, sonst wird das Betriebskapital gesperrt.“

**Edmund Schopen unterschrieb** also, was er „seine Hinrichtung“ nennt, und unterschied sich als Herausgeber einer Zeitung in seinen Rechten von da an nur unwesentlich von jedem seiner Leser. „Ich konnte nicht über 10,- DM verfügen, hatte keinen Einfluß auf die Artikel, die erschienen, und meine Glossen wurden auch nicht mehr gebracht.“ (In Nummer 8 des „Echo“ waren einmal 58 Zeilen von Schopen erschienen.)

Sein Trost, diktiert von der zwischendurch immer wieder aufleuchtenden Sorge um die kompromißlose politische Linie der Zeitung: „Habe ist ja ein zuverlässiger Chefredakteur!“

Trotz dieses Vertrauens glaubte aber Edmund Schopen zwischendurch auch immer wieder sein Ohr nicht jenen Vorwürfen verschließen zu sollen, die über die Person Hans Habes an ihn herangetragen wurden. „Schließlich stellten die Geldgeber die Bedingung: Habe muß weg!“ Da war es dann aber auch schon so weit, daß Geschäftsführer Meyer aus Frankfurt mit der Hiobsbotschaft heimkam: „Die Geldgeber zahlen nicht mehr! Wir müssen liquidieren!“

Obwohl nun Schopen von den vergangenen Kämpfen und den Höhen und Tiefen seines Herausgeberdaseins zermürbt das Bett hütete, als diese Meldung einlief, stemmte er sich doch dem Schicksal seines „Echos“ entgegen: „Ich ließ Meyer sagen, er solle dem Personal nur vorsorglich kündigen, ich wolle versuchen, binnen drei Tagen eine neue Finanzkombination auf die Beine zu bringen. Und ich kann sagen: Es ist mir in den Rohstrichen gelungen. — Nur einer muß endgültig gekündigt werden: Habe.“

So ist im Auf und Ab der Schopenhenschen Empfindungen für Habe nun schließlich die Entscheidung gegen den Chefredakteur gefallen, der in der Halle des „Bayerischen Hofes“ die begeisterten Briefe vorweist, die Edmund Schopen dem Hans Habe schrieb, als sie noch gemeinsam, laut und kompromißlos, gegen Neofaschismus und Veit Harlan antraten.

Inzwischen aber ist Habe darauf gekommen, daß Edmund Schopens antifaschistische Rücksichtslosigkeit neueren Datums sein muß.

Habe kennt jetzt die Werke, die der „Echo“-Herausgeber Schopen 1937 im Leipziger Wilhelm-Goldmann-Verlag herausbrachte. Dort schrieb derselbe Schopen, den in seinem Kampf gegen Harlan nur das Temperament von dem Hamburger Erich Lueth unterschied, und der als süddeutscher Erich Lueth jetzt „Frieden mit Israel“ machen möchte:

„Das praktisch Erdgebundene des Semiten kann dem Himmelstürmenden des Ariers nicht das Gleichgewicht halten. Denn dieser Idealismus ist der zähe Wille zur Verwirklichung der Idee. Das macht

den Arier zum Herrn der Welt. Das allein.“

Oder: „Es hat nicht an Beispielen in der Weltgeschichte gefehlt, daß die höchste Anspannung der Gemeinschaftskräfte eines an sich leistungsschwächeren Staates sich selbst dem ungleich leistungsstärkeren im entscheidenden Augenblick überlegen erwies. Hier eigentlich liegt Wesen und Sinn der in den autoritären Staaten so gepflegten heroischen Einstellung, die nichts anderes bedeutet als höchste Steigerung der inneren Unterordnung des Einzelnen unter die Gemeinschaft . . . Gemeinnutz geht vor Eigennutz.“

Weiter Schopen: „Überall, wo sich die Wiedergeburt durch starke Führernaturen



... für die deutsche Linke  
Verleger und Autor **Edmund Schopen**

vollzog — und sie häufte sich auffallend zeitsymptomatisch im engeren und weiteren Europa! — geschah es auf solcher Ideengrundlage: In der neuen Türkei Kemal Atatürks, im Polen Pilsudskis, in zahlreichen kleineren Staaten Mittel- und Osteuropas; gemeinsames Erwachen der autoritären Regierung flutet wie eine Welle unwiderstehlich durch den Kontinent und läßt selbst die großen bürgerlichen Demokratien nicht ganz unberührt. Ausgangspunkte und Rückhalt aber waren die beiden Führerstaaten: Deutschland in der germanischen und Italien in der romanischen Welt Europas. Rom — Berlin wurde die erneute Achse des alten Kontinents\*).

**Die Auseinandersetzung** mit Herausgeber und Autor Edmund Schopen ist aber nicht die einzige Fehde, die Hans Habe in diesen Tagen durchzustehen hat. Inzwischen nämlich ist unweit vom „Bayerischen Hof“, wo Habe mit seiner jetzigen Gattin Héloïse Wohnung hat, im benachbarten „Park-Hotel“ nämlich, Frau Ali Habe-Bekessy abgestiegen, die am 9. März mit dem Dampfer

\*) Edmund Schopen: Weltentscheidung im Mittelmeer. Sammlung Weltgeschehen, Goldmann-Verlag, Leipzig, 1937.

„America“ in Bremerhaven angekommen ist mit dem Ziel, von Hans Habe geschieden zu werden.

Seit auf der Jacques-Fath-Modenschau, zu der sich Münchens gesellschaftliche Creme am 26. April im Haus der Kunst traf, Hans Habe mit Frau Héloïse Habe erschien, während gleichzeitig Frau Ali Habe die Pariser Mannequins und Modelle auf dem Laufsteg bewunderte, sind die Rätsel, die der extravagante Chefredakteur und Remigrant den Münchnern nun in schon so vielfältiger Hinsicht aufgegeben hat, um eines vermehrt worden.

Sie werden nicht gelöst, aber sie werden verständlicher; wenn man die Entwicklung Hans Habes verfolgt, der am 12. Februar 1911 als Janczi Bekessy, Sohn des Chefredakteurs und Herausgebers Imre (Emmerich) Bekessy in Budapest geboren wird und bald darauf mit den Eltern nach Wien übersiedelt.

Die Kindheitsjahre Janczis sind jene Jahre nach dem ersten Weltkrieg, in denen der Vollblutjournalismus in Wien ins Kraut schießt und die Findigkeit der Reporter noch durch die Behendigkeit der Redakteure im Umgang mit Schere und Kleister übertroffen wird.

Was Vater Imre Bekessy aber nach Wien importiert, das sind Presse-USancen, die noch um Grade unter den in Wien üblichen Gepflogenheiten liegen, so daß es nicht ausbleibt, daß der bewegliche Mann bald im Kreuzfeuer der Kritik steht.

Diese Kritik erreicht ihren Höhepunkt in der 1925er Oktobernummer der „Fackel“ von Karl Kraus, in der Vater Bekessy 31 Seiten gewidmet sind, unter dem Titel: „Hinaus aus Wien mit dem Schuft!“ In diesen 31 Seiten sind alle jene Dinge aufgezählt, deretwegen gegen Hans Habe-Bekessys Vater Anklage erhoben worden war, wobei sich im Journalismus immerhin denkbare Delikte mit handfesten Anklagen mischen:

- 1912 Verleumdung, begangen durch die Presse;
- 1913 Erpressung, begangen durch die Presse, Verleumdung, begangen durch die Presse;
- 1916 Erpressung, Preistreiberei, Betrug, Betrug, Betrug;
- 1917 Verleumdung, begangen durch die Presse;
- 1919 Verleumdung, begangen durch die Presse;
- 1920 Verbrechen der Aufwiegelung;
- 1921 Verbrechen des Diebstahls.

Imre Bekessy antwortet auf diese Vorwürfe 1938, nachdem er inzwischen von den Anfeindungen seiner Gegner nach Budapest zurückgekehrt ist, in einer Erwiderungsschrift „Der Fall Bekessy“, der er das Vorwort voranstellt: „Ich widme dieses Buch meiner Frau und meinem Jungen, die ich über alles auf Erden liebe. Sie mögen mir die Qualen und Tränen, die mein unruhiges Leben verursachte, in Liebe und Güte verzeihen. Nur sie wissen, daß ich nicht anders konnte.“

„Der Fall Bekessy“ — eine geschlossene Ausgabe der ersten fünf Nummern von Bekessys „Panoptikum“ — erklärt, wie es zu diesen Anklagen kam, die nie eine Bestrafung nach sich zogen. Aber denen, die Imre Bekessy noch gekannt haben, bleibt es bis heute unklar, warum er gegen seine „Verleumder“ nie vor Gericht gegangen ist.

Hans Bekessy, der Sohn, bleibt in Wien, macht am Franz-Josefs-Gymnasium sein Abitur, lernt aber nicht ernstlich und beginnt mit siebenzehnen Jahren an der „Wiener Sonn- und Montagszeitung“ seine journalistische Laufbahn. Er ist weiter entwickelt als seine Klassenfreunde und fand schon mit fünfzehn Jahren nichts dabei, dann, wenn er den Sommer in Paris ver-

brachte, am Jahrestag des Sturms auf die Bastille die Nacht mit lebenslustigen Minidinetten zu durchtanzen.

1933 geht Hans Bekessy als Korrespondent zum Völkerbund, fährt kurz nach Wien zurück und ist dann für das „Prager Tagblatt“ und einige andere Zeitungen in Genf tätig. Dort erfolgt 1934 auch seine erste bekanntgewordene Eheschließung mit der Schweizerin Erika Löwe, die 1941 von ihm geschieden wird, nachdem sie ihn nach Amerika begleitet hat.

Vor dieser Eheschließung aber liegt noch die Bekanntschaft mit jener Frau, die heute im Münchner „Park-Hotel“ wohnt, um von Hans Habe geschieden zu werden. Diese Bekanntschaft wurde durch den Waschnek-Film „Acht Mädels im Boot“ geschlossen, in dem der Wiener Kritiker Habe 1932 der jungen Schauspielerin Ali

Im Lager Dieuze ist als Dolmetscher der deutsche Uffz. Walter Mechtel tätig, der sich an die Zeit noch gut erinnert: „An unsere nächtelangen Gespräche, in denen du stundenlang über Rilke und Hölderlin, über Gott und die Welt und über die Frauen sprachst.“ Mechtel verhilft dem Maurice Pionnier nach drei Monaten Gefangenschaft zur Flucht. (Mechtel wurde unter Habe Chefreporter der „Münchner Illustrierten“, wo er noch heute tätig ist.)

Der Gefangene Habe entkommt nach Lissabon und erfährt dort, daß der Name Habe auf Roosevelts Presidential List steht, die 180 Antinazi-Schriftsteller umfaßt und die Weisung an die US-Konsulate in aller Welt enthält, diesen Leuten das Visum zu erteilen.

Am 3. Dezember 1940 geht Hans Habe in New York an Land. Was ihm zwischen

ist dann wieder in der Normandie dabei und rückt „als einer der ersten 200 in Paris ein“. Das war am 25. August 1944.

Einige Wochen später ist der Captain Habe Chef der deutschen Abteilung von Radio Luxemburg, bis schließlich der Wiener Journalist und US-Offizier Habe-Bekessy dazu ausersehen wird, die deutsche Presse aufzuziehen. Er kreuzt im Jeep durch das besetzte Land und läßt 18 Zeitungen aus dem Boden wachsen, die aus dem Nauheimer Thiemann-Hotel von Habes Team ferngelenkt werden und die in ihrer Glanzzeit eine Auflage von acht Millionen erreichen.

Auf seinen Kreuzfahrten durch Deutschland kommt Habe eines Tages auch in Jena vorbei, wo der Architekt Schlag wohnt, der inzwischen mit Frau Ali Ghito verheiratet war. Dort erfährt Habe, daß die Ali, der er nachjagt, in Bayerisch-Gmain wohnt. Der erste Brief, den ein Sergeant vom Captain Habe dort bringt, beginnt wieder mit dem sentimentalen Tonfilmschlag des Jahres 1932. Bald darauf kommt Habe selbst und nimmt Ali mit nach München. Die Schauspielerin hatte, vom Berghof kommend, in einem Privathaus Unterkunft gefunden, als die Situation am Berghof ernst geworden war.

In München gründet Major Habe im Oktober 1945 seine letzte deutschsprachige Zeitung, die einzige, die auch nach Übergabe der Presse in deutsche Hände weiterhin von Amerikanern gemacht werden soll: „Die Neue Zeitung.“

**Das Zusammenleben** des verheirateten Amerikaners Habe mit der deutschen Frau Ali Ghito, noch dazu in der Non-Fraternisation-Zeit, führt zu dienstlichen Spannungen, denen Habes nächster Roman „Wohin wir gehören“ ganze Passagen seiner Handlung verdankt.

Das Buch entsteht, als Habe im April 1946 von München nach Hollywood zurückkehrt. Dort wohnen nun auch seine Eltern, nachdem der ruhelose Vater, der 1939 beim Urlaub in der Schweiz vor Krieg überrascht wurde, nicht mehr nach Ungarn zurückgegangen war.

Die Heimkehr nach Hollywood war aber für den Sohn nicht der Triumphzug, dem sein erstes Auftreten in den Staaten glich. Die Beziehungen zu seiner Gattin Eleanor sind gespannt, die Gesellschaft schneidet ihn. Er rächt sich mit beißendem Spott in seinem „Wohin wir gehören“. Eigentlich ist er nur gekommen, um sich scheiden zu lassen, damit er in Deutschland Ali heiraten kann.

Aber wie das bei Habe so ist: Während er seinen Lesern gerade in „Aftermath“ („Wohin wir gehören“) seitenlang Schilderungen der Tage und Nächte mit der unvergleichlichen Maria-Ali übergibt, während er die ganze befremdende Kühle des ersten Abends mit Eleanor literarisch auswertet; um den Frauen der amerikanischen Gesellschaft ihre spannungslose Langeweile zu demonstrieren, spricht er im Rundfunkinterview davon, daß er einmal „eine Frau heiraten werde, die zur Hälfte von einem preussischen General abstammt, zur Hälfte Indianerblut in ihren Adern hat“. Diese Frau ist die Schauspielerin Héloïse Hardt, die er in diesen Wochen in Hollywood kennengelernt hat.

Indes: Trotz dieses vorgreifenden Interviews wird genau die geplante Reihenfolge beibehalten. Es kommt zunächst die Scheidung von Eleanor in Idaho. Es kommt der Abschied von Héloïse Hardt, weil er Ali Ghito die Ehe versprochen hat und sie zur Amerikanerin machen will, und es kommt die Rückfahrt nach Europa, nunmehr jedoch privat.

Aber der private Lebemann Habe, der nun im Hotel Brasseur in Luxemburg das



Ein Tag ohne Dich: Ali Ghito in „Acht Mädels im Boot“ (rechts Karin Hardt)

Ghito das überschwengliche Prädikat erteilte, sie sei eine Mischung zwischen der Garbo und der Dietrich. Die große Liebe war perfekt, und der Filmschlag „Ein Tag ohne Dich ist ein Tag ohne Glück“ sollte beiden — Kritiker Habe und Schauspielerin Ghito — als sentimentales Motiv noch in den verschiedensten Stationen des gemeinsamen weiteren Lebens begegnen.

Im gleichen Jahr 1934, in dem Habe in der Schweiz heiratete, empfing er dort auch den letzten Besuch von Ali Ghito. Sie sagt darüber: „Es war am Karfreitag. Ich gab ihm den Wappenring der Fürbringer und sagte: „Du kommst wieder!““

**Davon war zunächst** noch keine Rede. Der 24jährige Bekessy bringt vielmehr 1936 in der Schweiz sein erstes Buch heraus: „Drei über die Grenze“. Seit dieser Veröffentlichung trägt Janczi Bekessy den Namen Hans Habe. Weitere Bücher unter diesem Autorennamen folgen: „Eine Welt bricht zusammen“ und „am Tage des Kriegsausbruchs, „Zu spät?“ (Habe: „Können Sie alles in Kürschners Literarischem Kalender nachlesen.“)

Er geht bei Kriegsausbruch nach Frankreich, wird an der spanischen Grenze ausgebildet, zieht als Sergeant im 21. Regiment de Marche des Volontaires Etrangers ins Feld und gerät bei Sedan als Franzose Maurice Pionnier am 21. Juni 1940 in deutsche Gefangenschaft. Seine Fremdenlegions-Epauletten hatte er vorher abgelegt.

der Schweiz und der Freiheitsstatue passierte, ist bald darauf in seinem Buch „Ob tausend fallen“ nachzulesen, mit dem Habes Name durch 500 000 verkaufte Exemplare in den Staaten bekannt wurde.

Hans Habe wird in den USA Mode. Der charmante Plauderer ist gern gesehener Party-Gast. Er imponiert als geistreicher Europäer und dekorierter französischer Frontkämpfer der frankophilen Eleanor Davies, einer der reichsten Frauen der USA, der Tochter des ehemaligen US-Botschafters in Moskau Joseph E. Davies.

Habe heiratet Eleanor Davies nach der Scheidung von seiner Schweizer Frau Erika geb. Löwe, kurz bevor er nach dem Angriff auf Pearl Harbor als „private“, also als einfacher Soldat, in die US-Armee eintritt. Aus dem verfeimten Wiener Jungen ist ein Verwandter der einflußreichsten Gesellschaftskreise der Staaten geworden.

Über Afrika geht Habe mit den ersten Invasionstruppen nach Sizilien, landet mit den ersten 2000 Alliierten bei Salerno, und Frau Ali will heute noch wissen, daß er beim Betreten Europas die Luft schnupperte und mit genäuerlicher Verliebtheit jenen Ausspruch tat, den große Männer der Weltgeschichte an entscheidenden Stationen schuldig sind: „Europa . . . hier riecht's nach Ali.“

Vor Monte Cassino wird Habe als Ausbilder nach den Staaten zurückgerufen. Er

Fürstenappartement bezieht, steht dem Major Habe von ehedem in seinem Hang zum ausgefallenen Luxus in nichts nach. Aus den etwa 40 Militärbindern in allen Nuancen von beige, die der Captain und Major neben einem Berg von Hemden im Gepäck führte, sind zwar Zivilschlipse geworden. Aber die Schränke reichen nicht, um die Anzüge zu fassen. Aus dem Jeep wurde ein Cadillac, und der Clou dieses Siegerdaseins ist der Filipino-Chauffeur, der vor dem Schlafengehen die Pyjamas von Habe-Bekessy aufplätten muß.

**Europa riecht** auch jetzt noch nach Ali. Sie trifft Habe in Luxemburg, und was nun begann, verlief derart, daß es sich bei späteren Verhandlungen, die nach der kurzen Ehe Ali-Habe unvermeidlich waren, als nützlich erwies, eine Skandalklausel allen weiteren Abmachungen voranzusetzen, des Inhalts, daß keiner über die Skandälchen des anderen berichten darf.

Es sind die besten Hotels, in denen das Paar seine „stürmische Ehe“ (Habe) verbringt. Das Dolder in Zürich — Frau Ali mit bangem Blick auf die wachsenden Schulden: „Muß es denn das Dolder sein? Das Peters tut's doch auch?“ —, das Silvertta in St. Moritz.

Die Übersicht über seinen Lebensstil und seine Möglichkeiten, die dem Schriftsteller Habe nach dem jähen Aufstieg etwas verlorengegangen war, stellte sich auch bei diesen Reisen nicht wieder ein, bei denen im wesentlichen von Plänen gelebt wurde.

Was sonst noch zur Finanzierung des Lebensunterhalts beitrug, ist vielleicht der Frage zu entnehmen, die Frau Ali heute angesichts ihrer leeren Hände stellt: „Wo ist denn mein Schmuck hin?“

Aber auch Habe behauptet, sich in dieser Zeit und für diese Frau ruiniert zu haben, die mit einem Vulkanfiberkoffer und abgetragenen Schuhen in Luxemburg ankommt — kurz vor der Eheschließung. Habe: „Ich kann Ihnen heute noch die Quittungen zeigen von Fax, Fifth Avenue. Ich zahle heute noch an den Dingen, mit denen ich sie ausgestattet habe.“

**Was nun die Gerüchte** betrifft, Habe sei unter Hinterlassung von Schulden, Schecks usw. nach den USA zurückgefahren und habe die Maria-Ali seines „Aftermath“ in Europa schlicht sitzenlassen, so war es damit so: „Ich habe wohl ungedeckte Schecks hinterlassen, aber nicht den Firmen, sondern ihr. Die hatte ich vordatiert, mit der Maßgabe, sobald ich wieder Geld in der Bank habe, dies oder jenes zu bezahlen.“

Die Rückkehr nach Hollywood war für den Schriftsteller Habe wieder schwieriger, als er angenommen hatte. „Meine deutsche Reise und meine Heirat hatten meine Freunde verstimmt.“

Ali: „Ich habe ihm immer gesagt: ‚Hans, geh' nicht nach Hollywood. Du kannst keine Geschichten erfinden, du bist ein guter Berichterstatter, aber kein Schriftsteller.‘“

Hans Habe ging aber doch nach Hollywood. Er traf Héloise Hardt wieder und leitete Verhandlungen ein, um die Scheidung von Ali durchzuführen, die indessen einigermaßen allein in einer Jagdhütte in Erlenbach bei Zürich saß und nicht wußte, wie sie weiterkommen sollte. (Habe sagt: „Sie bekam aber immer ihre Fränkli!“)

Ein Anwalt riet dem entschlossenen Freier, in Amerika doch den Weg aller Hollywoodstars zu gehen, in Mexiko die Scheidung in Abwesenheit Alis durchzuführen und dort auch gleich die ersehnte Ehe mit Héloise einzugehen.

Dazu Habe: „An die Legalität der Scheidung zu glauben, hatte ich Anlaß, weil Frau Ghito die Klage zugestellt bekam. Überdies: Sollte die Scheidung irgendwie nicht gültig sein, konnte vernünftigerweise auch die Ehe nicht gelten, so daß nach mei-

ner Überzeugung von Bigamie ohnehin nie die Rede sein konnte.“ So kam es dann, daß Hans Habe seine Scheidungs- und Ehepapiere in Mexiko ausgefertigt bekam. In Spanisch. „Wie die Bergman, die Gardner und der Sinatra eben.“

Was nun Frau Ali über den Weg erzählt, der sie aus Erlenbach bei Zürich nach Amerika führte, das ist eine Geschichte, in der ziemlich viel entrüstete Gesandtenfrauen vorkommen, entschlossene Konsultsjustitiare und immer wieder jene hilfreichen Hände, die ihr beispielsweise die Einreisemöglichkeit nach den USA verschafften und 125 Dollar für die Überfahrt liehen.

Sie, die früher „Untergrundarbeit bis in die Reichskanzlei“ geleistet hatte, fand auch hier an Bord einen hilfreichen Menschen in Gestalt des Ersten Offiziers, dem sie sich anvertraute, und der ihr half in ihrer Unkenntnis, in der sie „nicht einmal

wußte, was ‚Male‘ oder ‚Female‘ heißt oder was ‚Sex‘ ist, usw.“

Diese Geschichte geht in New York weiter, das Ali mit einer großen Dogge Gentry „wie ein Fabeltier durchstreifte“, über eine Farm in New Jersey — ohne Bezahlung — in eine Stellung als Governess bei fünf Kindern, und über eine eifersüchtige Hausfrau bis zum Sprung zum Fernsehen. Drei Jahre schwieg Ali Ghito in den Staaten, um ohne Skandal und Aufsehen ihre Staatsangehörigkeit zu erwerben und dann als Amerikanerin in Deutschland auftreten zu können.

Hans Habe hatte sich inzwischen durch die Staaten geschrieben. Sein Roman „Kathrin“ war erschienen, in Italien folgt der Film „Antonia“, ein zweiter Film wurde nicht gedreht.

In Hollywood waren die Verhältnisse auch nicht so.



..auch koffeinfrei  
schmeckt er köstlich

Wußten Sie schon . . . . .

daß NESCAFÉ KOFFEINFREI trotz des Koffeinentzuges nichts von seinem feinen Aroma einbüßt, und daß er deshalb von dem koffeinhaltigen NESCAFÉ nicht zu unterscheiden ist? Das ist der Grund, der in so einmaliger Weise für dieses köstliche Getränk spricht.

Abgesehen davon, ist NESCAFÉ KOFFEINFREI in Sekunden zubereitet, das ist wichtig, denn um so länger ist ja die Zeit, die zum Genießen bleibt

. . . selbst abends vor dem  
Schlafengehen . . . . .



Da gelang der Sprung nach Deutschland, als ihn ein Angebot des Süddeutschen Verlages in München erreichte, die geplante „Neue Münchner Illustrierte“ vorzubereiten und als Chefredakteur zu leiten. Er kommt mit Héloïse aus Italien. Im „Bayerischen Hof“ ist wieder ein Appartement die Unterkunft des Globetrotters. Der gesellschaftliche Glanz alter Besatzeritage kehrt zurück.

Habe stürzt sich mit Bienenenergie in seine Arbeit und zieht die typische Habesche Einmannredaktion auf, in der der Chef von morgens acht bis abends acht dasitzt und alles umschreibt, was seine Reporter und Redakteure ihm vorlegen. Die ersten Reibungen entstehen, weil der Chefredakteur keinen Monat mit seiner... Etat auskommt und binnen kürzester Zeit Hunderttausende für angekaufte Reportagen auswirft, die auf Eis gelegt werden oder ins Archiv kommen.

Der Riß im Verlag geht schließlich so weit, daß Mitlizenzträger Alfred Schwingenstein, dem ob diesen Stiles die Haare zu Berge stehen, auf seine Jagdhütte geht und Hirsche schießt. (Es gibt viel Hirschbraten in der Kantine der „Süddeutschen Zeitung“, solange Habe dort ist, und das ist immer ein Zeichen, daß im Hause Spannung herrscht.)

Die Freunde Habes verdienen gut an dem Mann, der nicht nein sagen kann, und vielleicht wäre bei seinem Arbeitseifer und seinem technischen Geschick doch noch einiges gutgegangen, wenn er nicht den unkaufmännischen Ehrgeiz gehabt hätte, eine politische Illustrierte zu machen. Und zwar wollte er, der im Cadillac zur Redaktion fuhr, der deutschen Linken ein Winkelried sein.

Die Auflageziffer der Zeitung bewies, daß das nicht ging. Die Diskrepanz zwischen seinem sozialen Zeigefinger und den exklusiven Faschingsbällen seiner Zeitung war nicht durch Bonmots und nicht durch Dialektik zu überbrücken.

So sahen manche, was er seine Lebensart nannte, als Arroganz an, und, was viel schlimmer war: seine erzieherische Absicht als Zeigefingerkomplex. Er machte, wie seine Freunde sagen, „eine Zeitung für Re-Emigranten“. Sein penetranter Anti-Neofaschistenkomplex ermöglichte es ihm, auch dort Gefahren zu sehen, wo die Belanglosigkeit offenbar war, und trug ihm den Ruf eines eingefleischten Morgenthau-Mannes ein, obwohl ihm Bundesjustizminister Thomas Dehler unter dem 22. April 1952 bestätigt hat, der Vorwurf, Habe marschiere auf der Morgenthau-Linie, habe sich nach gründlicher Nachprüfung durch seine FDP-Presseleute als „unrichtig erwiesen“.

Da war Habe aber schon, auf Edmund Schopens Finanzkraft und Unabhängigkeit bauend — „Wissen's, er sah halt so solid“ aus, mit Schnürschuhen und Regenschirm, ganz so, wie ich mir einen Kaufmann vorgestellt hab“ —, als Chefredakteur ins „Echo der Woche“ eingestiegen.

Daß er trotz allem Dazwischenliegenden auch jetzt noch der Sohn des Imre Bekessy aus Budapest war, bewies er, als er die großplakatierte Ankündigung der europäischen Stimme „Echo der Woche — Unabhängige Europäische Zeitung in Deutschland“ aus einer Reklame entlehnte, die 25 Jahre vor ihm schon Bekessys „Panoptikum“ in Südosteuropa populär machen sollte: „Österreichs Köpfe haben keinen Mund — Bekessys Panoptikum wird dem geknebelten Österreich dieses Sprachrohr geben.“

Der neue „Echo“-Chefredakteur gab sich nun alle Mühe, sich auch äußerlich seiner politischen Linie anzupassen. Er zog aus dem beschlagnahmten Haus, das er inzwischen bewohnte, wieder in den „Bayerischen Hof“, aber diesmal nur in ein Zimmer.

Der Cadillac wurde zugunsten eines Opel Olympia abgestellt.

Zu spät. Die ihn kennen, sehen im Fall Habe den Abschluß des letzten Stadiums einer überholten Besatzungspolitik in ihren ganz privaten Auswirkungen und Erscheinungen. Der Praeceptor Germaniae, der vor Jahren interessierte Aufmerksamkeit erregte, ist zur Karikatur eines Schulmeisters geworden, den die Entwicklung überholte, nicht allein die politische, sondern seine eigene menschliche Entwicklung.

Sagt Habe: „Ich resigniere. Ich wünsche, daß es der deutschen Linken mal gelingt, einen Mann mit meinen Fähigkeiten zu



In Amerika mit dem Namen Habe?  
Lassen Sie ihn weg: Ali H. Bekessy

finden, der gleichzeitig so unauffällig ist, daß sich nicht schon an seinem Äußeren alles reibt — wissen Sie, der Schöningh (Verlagsleiter der „Süddeutschen Zeitung“) hat mal gesagt: „Sie schreiben wie Ossietzky und wollen leben wie der Oscar Wilde. Das geht hier nicht.“ Schöningh hat recht.“

Im „Park-Hotel“ 800 Meter vom „Bayerischen Hof“ entfernt, sitzt eine Frau Habe, die Ali, und bangt um die erhoffte Klärung. Der jähe Schluß des „Echo der Woche“ hat ihr 500 monatliche DM genommen, die sie sich endlich aus dem Gehalt ihres Mannes gesichert hatte. „Ich will auf jeden Fall jetzt die Scheidung. Wenn irgend etwas geschieht mit Habe — was soll ich dann machen?“

Im „Bayerischen Hof“ auf Zimmer 76 sitzt Frau Héloïse Habe mit ihrer kleinen Tochter. Sie kommt aus Kalifornien und friert im kalten bayerischen Sommer. Deutsch will sie gar nicht erst lernen.

Sagt Frau Ali: „In Amerika mit dem Namen Habe? Mir haben sie geraten: „Lassen Sie ihn weg.“ Ich nenne mich deshalb Ali H. Bekessy.“

MORD

## Der Küster von St. Marien

Wie ist es möglich, daß in einem geordneten Staatswesen jemand drei Monate spurlos verschwunden sein kann, der dann später in der Nähe seiner Wohnung tot aufgefunden wird? Diese Frage beschäftigt die Zentrumsfraktion der Stadt Mönchen-Gladbach\*) am 4. Juni 1952 in die Stadtrats-Debatte zu werfen mit dem Ziel: den Oberbürgermeister Dr. Meyers (CDU) zu veranlassen, der nordrhein-westfälischen Landesregierung in Düsseldorf die Konsequenzen nahezulegen, die, nach Ansicht der Zentrumsabgeordneten, aus dem „offensichtlichen Versagen“ der Kriminalpolizei in M.-Gladbach zu ziehen sind.

Da die Zentrumsfraktion mit ihren 10 Stadtratssitzen hinter der CDU (18 Sitze) und der SPD (11 Sitze) im zu 80 Prozent katholischen Mönchen-Gladbach (131 000 Bewohner) die drittstärkste Partei vertritt, hat ihr Antrag entsprechend Gewicht. Versagt habe die Kriminalpolizei im „Fall Helpenstein“.

Als seine Eminenz der Weihbischof von Aachen, Dr. h. c. Johannes van der Velden, am 18. April 1952 in der Hauptpfarrkirche St. Mariä zu Mönchen-Gladbach das ferliche Totenamt für den am 15. April an Leberkrebs verstorbenen Probst Ferdinand Koenen hielt, wobei ihm der Küster Hans Hubert Helpenstein die liturgischen Geräte reichte, ahnten weder der Bischof, noch die Kriminalpolizei, daß sich unter demselben Kirchdach noch eine zweite, bis dahin unentdeckte Leiche befand: die der jungen Küsterfrau Elisabeth Helpenstein.

Die 30jährige Elisabeth Helpenstein, von den Gläubigen von St. Mariä ihres unbeschwert heiteren, rheinischen Naturells wegen „nett Fräuke“ (nettes Frauchen) genannt, war am Sonntag, dem 27. Januar 1952, am helllichten Tage spurlos verschwunden. Ihr um ein Jahr älterer Gatte hatte sie, wie er der Polizei angab, mittags um 12.45 Uhr, kurz nachdem die sonntägliche Kinder-Andacht vorüber war, an der Tür zur Sakristei zum letzten Male gesehen.

„Ich geh' noch e bißche spaziere, Hans, die Sonn'-is jerade so schön“, hatte sie zu ihm gesagt, bevor sie in Richtung auf den unmittelbar hinter der Hauptpfarrkirche gelegenen Alten Markt, auf dem im Mittelalter der Pranger stand, langsam davonspaziert war.

Da Hans Helpenstein vermutete, daß seine Elisabeth ein ihr vielleicht selbst noch nicht völlig bewußtes, mütterliches Geheimnis unter dem Herzen trug, empfand er nichts Auffälliges an diesem Wunsch. In letzter Zeit war es seiner Frau, wahrscheinlich infolge ihres veränderten Zustandes, öfter übel geworden, so daß sie häufig nach frischer Luft verlangt hatte. Ungewöhnlich war nur der Zeitpunkt des Spaziergangs, denn um diese Zeit pflegten He... erstens zu Mittag zu essen.

Damit der Sonntagsbraten nicht anbrennen sollte, ging Hans Helpenstein, nachdem sich seine Frau entfernt hatte, von der Sakristei schräg über den mittäglich stillen Kirchplatz, stieg die winkelige Holztrappe der Nr. 7 zu seiner bescheidenen Küster-Wohnung hinauf und stellte das Essen vom Gas. Danach sah er nach dem Kind.

\*) Bis vor einem Jahr hieß Mönchen-Gladbach (M.-Gladbach, auch Mönchengladbach) noch München-Gladbach. Da München-Gladbach jedoch nicht den Anschein erwecken wollte, daß es ein Vorort von München (Bayern) sei, wurde der Stadt-Name durch Erlaß des nordrhein-westfälischen Innenministeriums vom 4. Mai 1951 in Mönchen-Gladbach (Mönchengladbach) umbenannt. Die Bezeichnung „München“ (von münneken) geht auf die Mönche der ehemaligen Benediktiner-Abtei auf dem Münsterberg in M.-Gladbach zurück.